

Anna Rebecca Hoffmann

## Library Life? Räume kulturwissenschaftlichen Arbeitens

2015

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1125>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoffmann, Anna Rebecca: Library Life? Räume kulturwissenschaftlichen Arbeitens. In: Friedolin Krentel, Alexander Friedrich, Anna Rebecca Hoffmann u.a. (Hg.): *Library Life. Werkstätten kulturwissenschaftlichen Forschens*. Lüneburg: meson press 2015, S. 77–93. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1125>.

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

### Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

[ 3 ]

# Library Life? Räume kulturwissenschaftlichen Arbeitens

Anna Rebecca Hoffmann

*Beate Deichler, eine der interviewten Wissenschaftler\*innen, liest nicht gerne an ihrem Schreibtisch, weil dieser – wie noch zu zeigen sein wird – den Imperativ „Arbeit!“ an sie richtet. Sie wählt stattdessen einen bequemeren, „freieren“ Platz wie das Sofa. Da sie dort allerdings keine Ablage hat und eher liegt statt sitzt, ist sie gezwungen, die DIN A4-Zettel, auf denen sie sich Notizen macht, kleiner zu falten, um sie auch auf dem Sofa handhaben zu können. Zugleich erzeugt das Liegen auf dem Sofa einen anderen Imperativ, „Entspanne!“, und die Position des Liegens verführt sie zum Schlafen, was sie neben der bequemen Körperhaltung mit ihrem Alter in Verbindung bringt – die Gefahr einzuschlafen hat wiederum zur Folge, dass sie nun vermehrt im Sitzen und nicht im Liegen arbeitet.*

Diese exemplarischen Ausführungen ließen sich unendlich fortführen und es wären immer noch weitere Zusammenhänge zu finden – doch dieser kurze Ausschnitt genügt, um uns darauf hinzuweisen, dass Deichler, wenn sie arbeitet, eine enge Bindung mit dem Raum und den sie umgebenden Dingen eingeht. Ganz im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie befindet sich Deichler hier in einem Netzwerk mit anderen Aktanten – dem Raum, den Sitzgelegenheiten, den Papierformaten, ihrem Alter usw. –, die sich im Rahmen des Netzwerkes wiederum gegenseitig beeinflussen, d.h. Beziehungen stiften. Denn „sämtliche Entitäten – Menschen wie technische Apparate – [sind] als soziale Akteure zu behandeln“ (Belliger und Krieger 2006, 15).

Im Folgenden soll im Kontext der ANT im Sinne einer beschreibenden Methode genauer betrachtet werden, welche Rolle der Raum für das

kulturwissenschaftliche Arbeiten spielt. Daher ist zuerst die Frage zu klären, mit welchen Arten von Räumen wir es zu tun haben, wenn wir von „Räumen kulturwissenschaftlichen Arbeitens“ sprechen. Anschließend wird untersucht, welche unterschiedlichen Tätigkeiten mit den verschiedenen Räumen einhergehen und inwiefern sie im Sinne der ANT als Aktanten zu betrachten sind, die das wissenschaftliche Arbeiten innerhalb eines Netzwerkes mitbestimmen und konstituieren. Wie zu Beginn dargestellt, muss bei der folgenden Analyse methodisch mitbedacht werden, dass wir die Wissenschaftler\*innen nicht selbst bei ihren Tätigkeiten beobachten konnten,<sup>1</sup> sondern dass sie im Rahmen von Interviews von der Entstehung eines exemplarisch ausgewählten wissenschaftlichen Textes berichteten. Es handelt sich bei den Interviews um re-konstruierende, dokumentierende Texte, die nicht die Wirklichkeit eins zu eins widerspiegeln, sondern teils spontane, teils reflexive Aussagen in Form eines narrativen Berichts bündeln. Was wir erfragt, gesammelt und interpretiert haben, sind Auskünfte über Selbstbeobachtungen, Erinnerungen und Reflexionen, die wir mit den Orten und Objekten, die uns eröffnet und gezeigt wurden, in Beziehung gesetzt haben. Eine direkte Beobachtung wäre zwar näher am tatsächlichen Geschehen orientiert gewesen, aber auch dann würde es sich, wie schon Latour betont, wieder „nur“ um – allerdings angereicherte – Reduktionen bzw. „Transsubstantiation“ (Latour 2000, 78) handeln, die aus den Übersetzungen und Transformationen des Dokumentierens, Berichtens, Analysierens und Strukturierens hervorgehen.<sup>2</sup> Demzufolge sind wir merkwürdigerweise auf Texte angewiesen, wenn wir die Entstehung von Texten untersuchen wollen, deren Werden kaum anders als über Berichte rekonstruiert werden kann. Grundsätzlich kann es als unproblematisch angesehen werden, dass es sich bei den Interviews immer nur um Re-Konstruktionen des tatsächlichen Forschungsprozesses handelt, sofern wir davon ausgehen,

dass Zuverlässigkeit, Wiederholbarkeit, Dauerhaftigkeit und Funktionalität, kurz Realität, nicht irgendwo außerhalb in der Natur zu finden sind, sondern im Sinnsystem. (Belliger und Krieger 2006, 29)

- 1 Eine Ausnahme hiervon findet sich im *EXKURS*, in dem die Beobachtung einer konkreten Arbeitssituation im Zug beschrieben wird.
- 2 Latour beschreibt dies unter Bezugnahme auf eine Expedition zur Untersuchung von Bodenstichproben und deren Kartierung am Amazonas, die er begleitete: „Vom Urwald bis zum Expeditionsbericht hat sich der Übergang vom Wald zur Savanne in immer neuen Formen repräsentiert, wie wenn zwei gleichschenklige Dreiecke mit der Spitze zur Grundlinie übereinandergelegt würden. Jedesmal haben wir an Lokalität, Partikularität, Materialität, Vielfalt und Kontinuität verloren, so daß uns am Schluß fast nichts mehr blieb als einige Blätter Papier. Nennen wir dieses Dreieck, dessen Spitze allein am Ende zählt, *Reduktion*. Aber wir haben bei jedem Schritt auch etwas gewonnen, denn wir haben durch ebendiese Arbeit der Re-Repräsentation ein Mehr an Kompatibilität, Standardisierung, Text, Berechnung, Zirkulation und relativer Universalität erreicht“ (Latour 2000, 87).

Da dieses Sinnsystem strukturierend auf den tatsächlichen Forschungsprozess einwirkt, sich gleichzeitig jedoch auch in den Interviews spiegelt, können diese als legitimes Mittel zur Erforschung der Zusammenhänge von Raum und kulturwissenschaftlicher Forschung angesehen werden. Die Kompetenz des Raums als Aktant zeigt sich schließlich indirekt in der Thematisierung des Raums innerhalb der erzählten Performanz des menschlichen Akteurs.<sup>3</sup> Wir gehen aus diesem Grund davon aus, dass Räume – ob retrospektiv beschrieben oder aktuell vorhanden – eine wichtige Rolle im Prozess der wissenschaftlichen Textproduktion spielen und daher in die Analyse einzubeziehen sind. Die Interviews, bei denen wir auf räumliche Besonderheiten und Eigenschaften geachtet sowie räumliche Anordnungen und Gestaltungen konkret erfragt haben, bestätigen diese Annahme. Aus den Antworten unserer Interviewpartner, d.h. aus ihrer erzählerischen Performanz, lassen sich Tendenzen extrahieren, die es durchaus erlauben, im Sinne der ANT von Räumen als Aktanten im Prozess der wissenschaftlichen Textproduktion zu sprechen.

## Zu den Räumen kulturwissenschaftlichen Arbeitens

Während in den Naturwissenschaften insbesondere Labore als diejenigen Räume der Produktion wissenschaftlichen Wissens angesehen werden können, stellt sich für die Kulturwissenschaften die Frage, ob es einen äquivalent bedeutsamen Raum überhaupt gibt bzw. wie dieser strukturiert und durch die Einbindung in institutionelle, universitäre Kontexte begrenzt oder eingebunden ist. Wenn im Folgenden von „Räumen“ die Rede ist, so sind damit stets nicht nur absolute, sondern vor allem auch relationale Räume gemeint.<sup>4</sup> Damit geht die Annahme einher, „dass ein Raum nicht als solcher, als Behältnis von Körpern existiert, sondern als Relationsgefüge (von Orten, Dingen oder Menschen)“ (Rau 2013, 61). Raum wird demzufolge durch die Akteure – worunter nicht nur menschliche Individuen, sondern auch Dinge zu verstehen sind – mit konstituiert; beim Raum handelt es sich immer „um

- 3 Im Kontext der Laborversuche Pasteurs, bei der sich Hefe als neuer zu beschreibender Akteur herausgestellt hat, wird letzterer Latour (vgl. 2000, 137ff.) zufolge nur beschreibbar, indem von seiner Performanz auf seine Kompetenz geschlossen wird. Da wir es bei den Interviews mit re-konstruierenden Erzählungen der menschlichen Akteure zu tun haben, lässt sich die Performanz des Raums folglich nicht direkt beobachten, sodass die Kompetenz des Raums lediglich durch die Performanz-Effekte auf die erzählten Ausführungen (=Performanzen) des menschlichen Akteurs nachgezeichnet werden können.
- 4 Der Begriff „absolut“ meint immer einen Raum, der klar abgrenzbar scheint, wie es der „Container“ suggeriert. Da Räume und auch Raumbegrenzungen allerdings nicht einfach natürlich gegeben sind – auch nicht, wenn sie durch sogenannte „natürliche“ Grenzen wie Flüsse oder Gebirgszüge umrandet werden –, soll der absolute Raumbegriff um das Denken eines relationalen, konstruierten Raumverständnisses ergänzt werden.

etwas sozial Hergestelltes“ (Schroer 2008, 133). Die Akteure können den Raum demzufolge (um)gestalten, (um)nutzen, mit bestimmten Bedeutungen versehen. In Räumen und Raumpraktiken können somit zum einen ausgehandelte Normen und Diskurse zutage treten, zum anderen können sie aber auch gegenläufige Anforderungen, Imperative und Restriktionen entfalten, die ersteren widersprechen mögen. Denn Räume üben Zwang auf die Akteure aus, machen Vorschriften und schränken ein, sodass die Akteure auch „die Erfahrung [machen], dass sie in Räume eintreten, die sie nicht (mit)geschaffen haben und die sie nicht verändern können“ (ebd., 137).

Diese grundlegenden Feststellungen gelten auch für die Räume, in denen kulturwissenschaftliches Arbeiten stattfindet. In unserem Falle kommen somit vor allem diejenigen Räume in den Blick, an oder in denen wissenschaftliches Wissen produziert und weiterverarbeitet wird. Susanne Rau liefert einen ersten Definitionsvorschlag für solche „Wissensräume“. Sie geht davon aus,

... dass Raum und Wissen in einem komplexen Wechselverhältnis stehen. Dazu gehört auch die räumliche Strukturiertheit von Orten, an denen sich Wissen konstituiert. Wissensorte können ... Orte der Wissensproduktion und der Wissensverfestigung sein: Labore, Akademien, Sammlungen, Wunderkammern, Bibliotheken. (Rau 2013, 177)

Damit gibt Rau einen ersten wichtigen Hinweis darauf, dass Wissen und Raum sich gegenseitig beeinflussen und durchdringen. Jedoch kommt sie zu einem Schluss, der ihre zunächst breit angelegte Definition bereits wieder einschränkt, wenn sie darauffolgend institutionalisierte und hochgradig organisierte Räume der Wissensproduktion exemplarisch benennt. Wie sich im Rahmen von *Library Life* gezeigt hat, sind gerade im Kontext der uns interessierenden Arbeit allerdings nicht nur institutionelle Räume – beispielsweise Büros in Universitäten – als Orte der Wissensproduktion anzusehen. Aus den Interviews lassen sich vielmehr vier verschiedene Kategorien von Räumen ermitteln, an denen wissenschaftliches Arbeiten stattfindet: 1. institutionelle, öffentliche Räume, die der wissenschaftlichen Arbeit dienen sollen (z.B. Büros), 2. private Räume, die ebenfalls dem wissenschaftlichen Arbeiten dienen sollen (z.B. Arbeitszimmer in Privatwohnungen), 3. (bewegliche) Transiträume (bspw. Transportmittel des öffentlichen Personennahverkehrs) sowie 4. andere zum wissenschaftlichen Arbeiten umgenutzte Räume (z.B. das Ess- oder Wohnzimmer in einer Privatwohnung), wobei die beiden letzteren ursprünglich nicht zum wissenschaftlichen Arbeiten gedacht waren, sondern erst später – durch noch zu klärende Umstände – von der wissenschaftlichen Arbeit gleichsam „kolonialisiert“, d.h. für die Zwecke akademischer Wissensproduktion in Beschlag genommen wurden.

Diese Auflistung ist zunächst noch recht undifferenziert, da sie weder über die Räume und ihre Ausstattung an sich etwas aussagt, noch darüber, welchen

Tätigkeiten dort nachgegangen wird. Darüber hinaus scheint sie zu vermitteln, dass kulturwissenschaftliches Arbeiten in Anbetracht der Verschiedenheit der genannten Räume an vollkommen willkürlichen Orten stattfinden könne. Dies ist jedoch nicht der Fall. Ganz im Gegenteil sind es viele verschiedene Aktanten, die die Konstituierung eines „Wissenschaftsraums“ mit beeinflussen und eine entsprechende Nutzung befördern oder verhindern. Dies manifestiert sich insbesondere in den bereits im vorigen Kapitel angesprochenen zwei Punkten: Erstens versuchen die meisten der befragten Wissenschaftler\*innen, eine räumliche Trennung ihrer Aufgabenbereiche vorzunehmen, und zweitens unterscheiden sich auch ihre Tätigkeitsformen in Abhängigkeit vom Ort.

## Räumliche Trennungen

Offensichtlich müssen unterschiedliche Aufgabenbereiche räumlich voneinander abgetrennt werden, damit die Wissenschaftler\*innen ihnen auch entsprechend fokussiert nachgehen können. Die räumlich-„absolute“ Trennung der Aufgabenbereiche, welche die Befragten vornehmen, folgt dabei in der Regel der Aufspaltung in die (eigene) Forschungstätigkeit (ARBEIT) einerseits und Verwaltungs- und universitäre Pflichtaufgaben (*Arbeit*) andererseits (vgl. KAPITEL 2). So berichtet beispielsweise Simon Jakobs, dass sein „privater Arbeitsplatz“ auch „das Zentrum [s]einer wissenschaftlichen Praxis“ sei; bezüglich seines Büros führt er dagegen antithetisch aus:

[H]ier erledige ich Verwaltungsarbeit, führe Sprechstunden durch, Prüfungen, treffe mich mit meinem Chef – aber es ist nicht der Ort, an dem ich wissenschaftlich arbeite und denke. (Simon Jakobs)

Henrike Joost geht sogar noch einen Schritt weiter, indem sie erklärt, dass sie versucht, die Angelegenheiten ihrer Arbeitsstätte aus ihrem privaten Arbeitsraum „rauszuhalten“. Sie befürchtet, „dann würde sich das noch mehr vermischen, dann bräuchte ich eigentlich noch ‘nen Tisch, wo ich das dann auch räumlich, die Sachen irgendwie trennen könnte“ (Henrike Joost). Sie trennt damit nicht nur ihre Forschungsarbeit vom offiziellen Arbeitsplatz, sondern ist auch bestrebt, die universitären Aufgaben aus ihrem privaten Arbeitsraum (nicht Privatraum im Sinne von Wohnraum) fernzuhalten. Ihre abschließende Befürchtung lässt sichtbar werden, dass sie, käme es zu einer dauerhaften Kopräsenz der beiden Aufgabenbereiche, vor Ort wiederum für eine räumliche Trennung der Unterlagen zu sorgen hätte – indem sie einen weiteren Tisch benötigte, der allein den universitären Aufgaben gewidmet wäre. Trotz dieser Bestrebungen, die beiden Arbeitsbereiche räumlich voneinander zu trennen, kommt es bei allen Befragten immer wieder dazu, dass sie ihre künstlich gesetzten Arbeitsgrenzen nicht einhalten können. Joost schränkt beispielsweise ein, sie habe zur Zeit einen „[Name des Arbeitsortes]-Haufen“ (Henrike

Joost) mit Zetteln in ihrem privaten Arbeitsraum liegen, der daraus resultiere, dass sie ein Buch zu formatieren habe.

Analog zur angestrebten Trennung von Forschung und Verwaltung scheitert auch die räumliche Trennung von Arbeit und Privatleben häufig; wie etwa bei Sebastian Sander, der zwar die Arbeit bewusst nicht in seine Privaträume transloziert, aber „die besten Ideen unter der Dusche“ habe und auf diese Weise die „Dusche zum Teil des Arbeitsplatzes“ werde. Im Gegensatz zu Sander versucht Beate Deichler jedoch gar nicht erst, Arbeit und Privatleben voneinander zu trennen, sondern fasst zusammen: „Also, Arbeit und, und Leben ist bei mir ... all-, ist bei mir überhaupt nicht getrennt. Das geht alles ineinander über.“ Nichtsdestotrotz strebt die Mehrheit der Interviewten eine Trennung an. Dass diese allerdings nicht nur „im Kopf“ oder zeitlich vorgenommen wird, indem beispielsweise vormittags der Forschungs-, nachmittags der Verwaltungsarbeit nachgegangen wird, lässt die Bedeutsamkeit der räumlichen Trennung hervortreten.

Neben der offenbar angestrebten räumlichen Trennung der Aufgabenbereiche stehen auch die konkreten Arbeitstätigkeiten in einem engen Zusammenhang mit dem Raum und seiner Beschaffenheit. Je nach Art des Raums und den Voraussetzungen „vor Ort“ werden unterschiedliche Tätigkeiten bevorzugt bzw. vermieden, beispielsweise Lesen oder Schreiben. Während Henrike Joost im Wohnzimmer oder Zug durchaus liest, schließt sie aus, in diesen Räumen wissenschaftlich zu schreiben. Beate Deichler grenzt dagegen ihre Lesetätigkeit deutlich vom Schreibtisch ab und bevorzugt die Terrasse oder das Sofa. Elmar Wagner, der vor dem Schreiben den Zwischenschritt des Diktierens einschaltet, geht dieser Tätigkeit zwar auch am Schreibtisch nach, betont aber zugleich, dass „der unschlagbare Vorteil des Diktierens [ist], dass man dabei in Bewegung sein kann“.<sup>5</sup> Er beschreibt die Orte, an denen er diktiert, als „leer“, „verlassen“ und mit einer „besondere[n] Art von Ruhe“ behaftet – beispielhaft nennt er einen ehemaligen Rangierbahnhof oder grundsätzlich die Gelegenheit, wenn er mit dem Hund spazieren gehe. Ungeeignet sei hingegen der Zug, weil „das manchmal ein bisschen peinlich ist“ (Elmar Wagner) und mit den an Zugreisende gestellten Erwartungen konfliktiert, etwa dass man die Mitreisenden nicht unnötig akustisch belästige. Gegenüber dem Diktieren

5 Dass auch Goethe viele seiner Werke und Briefe in Bewegung diktiert habe, „um den Gedanken beim Sprechen freien Lauf lassen zu können“, gilt weiterhin als zentrales Bild der *Szenen in der Schreibstube* Goethes (Frankfurter Goethe Haus/ Freies Deutsches Hochstift 2011, 1). Gleichwohl begründet beispielsweise Erich Trunz Goethes Entscheidung für das Diktieren nicht mit dem positiven Einfluss des Bewegens auf die Gedanken, sondern mit der Problematik, dass Goethe alleine solche Massen sauber niedergeschriebenen Texts nicht hätte produzieren können und deshalb auf (nicht nur einen) Schreiber angewiesen war (vgl. Trunz 2006, 44ff.). Vgl. zu den Medienwechslern auch die Beschreibungen Elmar Wagners weiter unten in KAPITEL 5.

sei die Arbeit am Laptop, wie Lennart Albrecht ausführt, nicht für „Draußen“ geeignet, weil auf dem Bildschirm in hellem Licht nichts zu erkennen sei.

Der Akt des Schreibens ist im Gegensatz zum Lesen (und Diktieren) fast immer an engere Bedingungen geknüpft und findet fast ausschließlich am Schreibtisch oder an einem äquivalenten Platz wie dem Esstisch statt. Lennart Albrecht ebenso wie Beate Deichler funktionieren ihren Esstisch zumindest vorübergehend immer wieder zum Schreibtisch um. Deichler beschreibt diesbezüglich auch eine chronologische Entwicklung ihrer wechselnden Arbeitsplätze:

Ich hab immer am Ende immer am Esstisch gearbeitet. Ich hab auch jahrelang nie am Schreibtisch gearbeitet. Also ich fange jetzt erst an, überhaupt am Schreibtisch zu arbeiten. Ich hab als Studentin und meine ganzen Arbeiten, Doktorarbeit, alles ist im Liegen entstanden, quasi. [1&2 lachen] Also ich hab immer auf Sofas, Betten, und immer irgendwie [zeigt mit beiden Armen und Händen auf sich und um sich herum] mit Joghurtbechern auf der Brust, wo immer alles so, lag da völlig irgendwie mit Papier [1 lacht]. Ganz, ganz merkwürdig, so, ähm, hatte ich gearbeitet. Nur jetzt kann ich das nicht mehr, weil ich da immer gleich einschlafen würde. (Beate Deichler)

Den Schreibtisch benutzt sie überhaupt erst, seit ihr Arbeitszimmer renoviert und die dunklen Möbelstücke gegen helle, freundliche ausgetauscht wurden. Neben ihrer im Laufe der Zeit veränderten Körperhaltung während des Arbeitens zeigen sich hier aber noch zwei weitere Aspekte, die bei Deichler immer wieder Erwähnung finden: Sie isst, während sie arbeitet – was sie, bezogen auf das Arbeiten am Esstisch, auch als „natürlich“ herausstellt, indem sie schlussfolgert: „Normalerweise verlangt der Esstisch von mir, dass ich da esse. Ich habe natürlich auch beim Arbeiten gegessen“ –, und sie wird vom Arbeiten im Liegen so müde, dass sie diese Körperhaltung als Arbeitsposition mittlerweile meidet. Die Arbeitshaltung lässt sich also nicht unbegrenzt und sicherlich nicht isoliert an sämtliche Orte übertragen, sondern bedarf der Anpassung an die jeweiligen Voraussetzungen. Synchron zum wissenschaftlichen Arbeiten „finden“ insbesondere das Essen und Trinken „statt“, sodass es hier zu Vermischungen verschiedener Lebens- und Tätigkeitsbereiche kommt. Aufschlussreich scheint, dass die Tätigkeiten des Lesens, Exzerpierens, Redigierens, Überarbeitens, Transkribierens – im Gegensatz zum wissenschaftlichen Schreiben – an deutlich unterschiedlichen Orten stattfinden können. Elmar Wagner transkribiert beispielsweise im Zug, weil es eine „einfache“ Tätigkeit ist, die ihm offenbar keine so große Konzentration



abverlangt, wie das Lesen und Schreiben wissenschaftlicher Texte.<sup>6</sup> Letzteren Tätigkeiten geht er dort aus diesem Grund nicht nach.

Daneben werden diejenigen Arbeitsräume, welche institutionell eingebunden sind und sich in öffentlichen Gebäuden wie der Universität befinden, überaus selten zur Produktion wissenschaftlicher Texte genutzt. Insbesondere die Bibliothek scheint, zumindest für unsere Forscher\*innen, ein reiner Recherche-Raum, nicht aber ein Denk-Raum zu sein. Keine\*r der Befragten gibt gegenwärtig an, die Räumlichkeiten der Bibliothek zu nutzen, um dort zu lesen, wichtige Gedankengänge zu entwickeln oder gar zu schreiben. Vehement grenzt auch Deichler ihren Arbeitsplatz zu Hause von der Bibliothek als „Arbeits- und Denk-Raum“ ab. Diese beiden sind

... völlig anders, v-ö-l-l-i-g unterschiedlich. Also früher habe ich ja sehr viel in der Bibliothek gearbeitet, jetzt mach ich es nicht so gern. Ich leihe mir immer die Sachen aus, weil ich mich hier dann doch wohler fühle und weil ich einfach auch andere Dinge zwischendurch machen kann. (Beate Deichler)<sup>7</sup>

Lediglich zu Recherchezwecken scheinen auch längere Aufenthalte in Bibliotheken vorzukommen, wie es Wagner für die abschließenden Arbeiten eines Aufsatzes schildert:

[E]s schließt sich dann immer noch 'ne ziemlich lange Phase der, ja der Fußnotenarbeit an. Die kann völlig unterschiedlich ausfallen. Es kann sein, dass ich dann Tage in der Bibliothek verbringe und sehr viel dann dort mache, es kann sein, dass ich das mehr, mehr hier mache. (Elmar Wagner)

Ansonsten leihen die Wissenschaftler\*innen die benötigten Bücher lediglich aus und transportieren diese dann an den Ort, an dem sie sich dem Lesen und Schreiben widmen.

## Konstituenten von Räumen kulturwissenschaftlichen Arbeitens

Aus diesen synoptisch zusammengestellten Tendenzen kristallisieren sich bereits zentrale Punkte heraus, die Aussagen über das Verhältnis von Raum

- 6 Dass er seine Tätigkeiten und Tätigkeitsbereiche deutlich nach den Orten und den damit verbundenen Voraussetzungen trennt, führt er am Beispiel des Transkribierens, Lesens und Schreibens im Folgenden weiter aus, wenn er diese drei Bereiche räumlich sowie von ihrem Anspruch her voneinander abgrenzt. Er transkribiere in der Regel, wenn ihm „nix Bessres einfällt“ (Elmar Wagner).
- 7 Dass Beate Deichler hier betont, „auch andere Dinge zwischendurch machen“ zu können, gibt Hinweise darauf, dass das wissenschaftliche Arbeiten bei ihr kein durchlaufender Prozess, sondern von Unterbrechungen und „Kunstpausen“ durchzogen ist. Eine solche Etappen- oder Phasen-Struktur ermöglicht die Bibliothek als Arbeitsraum nicht und erscheint der Wissenschaftlerin damit als ungeeignet.

und kulturwissenschaftlicher Arbeit zulassen. Die einzelnen Tätigkeiten wie das Lesen und Schreiben stehen in einem nicht zu isolierenden Zusammenhang mit den Räumen und den in den Räumen gegebenen Voraussetzungen, denen sich die wissenschaftlich arbeitenden Akteure nicht entziehen können. Sie treten vielmehr in eine Interaktion mit Aktanten und werden dadurch Teil eines Akteurs-Netzwerks, das ihren eigenen Absichten entweder zuträglich ist oder ihre intendierten Ziele hintertreibt. Es schließt sich daher die Frage an, welche räumlichen Voraussetzungen im Einzelnen maßgeblich dafür sind, dass und inwiefern kulturwissenschaftliche Arbeit stattfindet.

Neben den funktionalen Voraussetzungen stellten sich bei allen interviewten Personen weitere Faktoren als wesentlich dafür heraus, dass an einem bestimmten Ort wissenschaftliches Arbeiten möglich werde. In der Argumentation werden vor allem zwei Topoi bedient: derjenige des „Wohlfühlens“ bzw. der „guten Arbeitsatmosphäre“ sowie derjenige der „Ruhe“ bzw. „Isolation“. Emil Maas begründet die nötige Arbeitsatmosphäre mit den Worten:

[D]as ist mein Arbeitsumfeld, das ist da wo ich arbeite, da wo ich Zeit meines Lebens verbringe, und dafür möchte ich ja noch eben einen persönlichen Touch sozusagen haben. (Emil Maas)

Für Beate Deichler ist z.B. die Beleuchtung des Raums besonders wichtig, Elmar Wagner spricht sich gegen eine Art „Büroatmosphäre“<sup>8</sup> aus, Sebastian Sander lobt die angenehme „Atmosphäre“, die durch die Couch und die bunten Farben der Gummibärchen in dem großen Glas entstehe.<sup>9</sup> Simon Jakobs hebt hervor, „dass [er] besser arbeite, wenn es gemütlich ist“. Dafür spricht denn auch die Unterbringung seines eigentlichen Arbeitszimmers im Wohnzimmer, wo sich sowohl seine private Bibliothek als auch sein kleines Weinlager befinden.

Gleichwohl hat sich trotz der viel beschworenen Atmosphäre gezeigt, dass diese oftmals nicht selbst hergestellt wird, sondern – wie im Falle Sebastian Sanders – sogar gleich mehrere „Relikt[e]“ von Vorgänger\*innen übernommen wurden: die Couch, Postkarten sowie eine Herdplatte, die bleiben sollte, um „neben dem Kaffee auch einen hervorragenden Espresso anbieten“ zu können. Entweder handelt es sich nur um eine der Selbstinszenierung dienende Betonung der Atmosphäre für das wissenschaftliche Arbeiten oder die „Relikte“ wurden als ausreichend „privatisierende“ Elemente wahrgenommen, sodass die Notwendigkeit der eigenen Raumgestaltung

8 Diese Aussage weist einen engen Zusammenhang mit der im vorigen Kapitel beschriebenen kritischen Distanz des Wissenschaftlers gegenüber der staatlichen Institution Universität auf, da sich auch hierin die Ablehnung der Vorstellung von regulierter oder regulierbarer Wissensproduktion zeigt.

9 Er richtet sich zudem gegen frisch renovierte (Büro-)Räume, weil „die Atmosphäre dort sehr unpersönlich“ (Sebastian Sander) ist.

tatsächlich entfiel. Obwohl im Interview von einigen Befragten Mängel an ihrer eigenen Arbeitsumgebung festgestellt wurden, sind diese offensichtlich auch dann nicht von ihnen behoben worden, wenn der Raum bereits über längere Zeit zum wissenschaftlichen Arbeiten genutzt wurde und somit durchaus die Möglichkeit einer Umgestaltung bestanden hätte.<sup>10</sup> Die gestellten Ansprüche an einen idealen Wissenschaftsraum und das eigene Engagement, diesen entsprechend zu gestalten, klaffen auseinander – was im Falle von Sanders Schilderung bezogen auf ein universitäres Büro keineswegs ausschließlich auf die Fremdbestimmungen der Raumausstattung innerhalb institutioneller Strukturen zurückzuführen ist.

## Nähe und Distanz

Der Isolations-Topos<sup>11</sup> steht in enger Beziehung zur Atmosphäre der Räume, weisen doch die genannten Merkmale der persönlichen Ausgestaltung und Gemütlichkeit sowie die Ablehnung einer Büro-Atmosphäre bereits in die Sphäre eines tendenziell privaten Raums, der sich einer Standardisierung verweigert und von der „Außenwelt“, so gut es geht, abgeschirmt ist. Hierbei geht es immer um „Ein- und Ausgrenzungen“ (Bachmann-Medick 2010, 291) – zugespitzt formuliert darum, bestimmte Aktanten auf Distanz zu halten, Störquellen auszuschalten, zu denen neben akustischen Störungen vor Ort auch medial vermittelte Störungen zählen wie unerwünschte E-Mails oder Anrufe (vgl. die Aussagen von Beate Deichler; Simon Jakobs; Henrike Joost). Einige der Befragten berichten von Zeiträumen, in denen sie kein Internet in ihren privaten Arbeitsräumen zur Verfügung hatten, sodass der Laptop zur „Schreibmaschine“ (Lennart Albrecht) wurde, oder das E-Mail-Programm ausgeschaltet hatten, um ungestört zu arbeiten (vgl. Lennart Albrecht; Elmar Wagner). Als prekär wird es auch empfunden, wenn die Arbeit in einer Art Durchgangszimmer stattfindet (vgl. Henrike Joost) oder weitere Personen in demselben Raum arbeiten (vgl. Elmar Wagner), wobei das auch von der jeweiligen Beziehung zu den Personen abhängt, die den Raum mit nutzen; mit seiner Lebensgefährtin etwa könne Elmar Wagner gut in einem Raum arbeiten.

Daneben, dass die Wissenschaftler\*innen betonen, wie wichtig es ihnen ist, sich in ihren Arbeitsräumen wohlfühlen, gerade weil sie einen Großteil des Tages in diesen verbringen und dort ungestört arbeiten wollen, muss eine weitere grundlegende Bedingung erfüllt sein: Die Räume müssen alles bieten, was für die Arbeit nötig ist. Sie müssen funktional und zweckdienlich sein. Zunächst gehören dazu so simple Dinge wie genügend Ablageflächen, die Möglichkeit, Materialien und Bücher unterzubringen und liegen lassen

10 Dies ist insbesondere bei Beate Deichler und Henrike Joost festzustellen.

11 In KAPITEL 6 wird das Spannungsfeld zwischen Isolation und Kooperation entfaltet.

zu können – was wiederum voraussetzt, dass der Raum in der Regel nicht oder nur sehr begrenzt von anderen Personen mitbenutzt wird –, aber darüber hinaus sollten Informationen leicht zugänglich sein. Henrike Joost will „umgeben sein mit den Büchern und Texten, mit denen [sie] gerade zu tun“ hat, Lennart Albrecht nutzt die universitären Servicestrukturen, um schnell an wichtige Artikel in Form von Scans zu kommen, und Beate Deichler berichtet von der Bedeutung, die die Recherche im Internet für sie mittlerweile erlangt habe.

Dass zu den unmittelbar mit dem wissenschaftlichen Arbeiten in Verbindung stehenden Dingen, wie die Zugänglichkeit von Literatur, noch weitere hinzukommen, bringt Sebastian Sander auf den Punkt:

Also, was mir sehr wichtig ist, ist, dass alles, was ich zum unmittelbaren Arbeiten brauche, hier ist. Das bedeutet, ich habe die relevante Literatur da, ich habe die technischen Voraussetzungen da ..., es gibt einen Fluss von Kaffee. Das sind alles Punkte, die dazu gehören, die ich für einen effizienten und Output-orientierten Arbeitsprozess brauche. So einfach ist das. Ich muss im Prinzip – da kommen wir wieder auf den Kühlschrank zurück – auch Nahrung haben. Das heißt, ich kann hier wirklich fokussiert arbeiten, ohne den Arbeitsfluss unterbrechen zu müssen. (Sebastian Sander)

Mit der Nennung von „Kaffee“ und „Nahrung“ verlässt Sebastian Sander in seiner Auflistung den Bereich der für seine wissenschaftliche Tätigkeit unmittelbar relevanten Dinge und führt solche an, die zunächst nicht unmittelbar mit einer wissenschaftlichen Tätigkeit in Verbindung gebracht werden. Der Gedanke der Verknüpfung von Arbeit und Nahrungsaufnahme kulminiert in der effizienzorientierten Beobachtung, seine Kolleg\*innen benötigten deutlich mehr Zeit und Geld, weil sie zum Essen und Kaffeetrinken ihre Büros verlassen und in der Stadt essen gehen (vgl. Sebastian Sander).<sup>12</sup>

Indem die Wissenschaftler\*innen betonen, dass ihnen Arbeitsmaterialien und Informationen vor Ort jederzeit zugänglich sein müssen – beispielsweise über eine Online-Recherche (vgl. Beate Deichler) oder die Option, Aufsätze schnell als Scan zur Verfügung gestellt zu bekommen (vgl. Lennart Albrecht) –, wird ein weiteres Phänomen virulent: die Erfahrung von Nähe und Distanz. Diejenigen Dinge, die aktuell wichtig sind und für den Arbeitsprozess gebraucht werden, müssen „in Reichweite“ sein. Wie die oben aufgeführten Beispiele zeigen, wird Nähe hier allerdings nicht nur über eine räumliche Anwesenheit definiert, sondern über die relationale Kategorie der Zugänglichkeit. Die Aussagen Beate Deichlers und Lennart Albrechts zeigen, dass es dabei nicht in erster Linie um physische Präsenz geht, sondern um medial vermittelte räumliche Nähe, die Zugriff, Rezipierbarkeit und Verwertbarkeit

12 Vgl. zum Effizienzgedanken auch KAPITEL 2.

ermöglicht. Dies schließt beispielsweise die Möglichkeit ein, institutionelle Strukturen, wie E-Mail-Accounts und Datenbanken, auch außerhalb der Institutsräume zu nutzen. Medial vermittelte räumliche Nähe wird hier erfahrbar als notwendige Bedingung dafür, dass das wissenschaftliche Arbeiten in räumlicher Ferne der zu diesem Zweck eingerichteten Institutionen stattfinden kann. Das Netzwerk spannt sich somit weit über die „vor Ort“ lokalisierbaren, räumlichen Bedingungen innerhalb eines Arbeitszimmers hinaus bis in institutionell geschaffene Rahmenbedingungen, die Nutzung des Internets und alle wiederum damit in Verbindung stehenden Aktanten.<sup>13</sup> Auf diese Weise ist die „Library“ mit dem wissenschaftlichen Arbeiten unmittelbar verbunden, auch wenn die Gebäude der Institution Bibliothek von den befragten Forscher\*innen lediglich zu Recherchezwecken aufgesucht werden und nicht, um dort zu arbeiten.

In der Mobilität und möglichst allgegenwärtigen Verfügbarkeit wissenschaftlicher Informationen und Netzwerke zeigt sich zugleich die von den Wissenschaftler\*innen verlangte Omnipräsenz, die durch technische Infrastrukturen wie das Internet potenziell verstärkt wird. So scheint es, als würden die Befragten grundsätzlich einen Arbeits-Raum bevorzugen, der in der Regel mit privaten Räumlichkeiten in Verbindung steht. Zugleich sehen sie sich aber auch gezwungen, regelmäßig an anderen Ort (sprich: in den Büros der Universitäten) zu arbeiten, um dort zumindest temporär präsent zu sein. Sie bewegen sich damit stetig zwischen denjenigen Arbeits-Räumen, die als solche institutionell definiert werden, und denjenigen, die sie individuell als ihre ARBEITS-Räume bezeichnen; letztere werden im Idealfall daher auch nicht mit *Arbeit* belastet, sondern sind der ARBEIT vorbehalten (vgl. KAPITEL 2).

Die (erzwungene) Mobilität manifestiert sich ebenso in den eingangs erwähnten Transiträumen, welche als Räume kulturwissenschaftlichen Arbeitens genutzt werden. Denn gerade hier stellt sich die Frage, ob Wissenschaftler\*innen, die in ihren Ausführungen Ruhe, Isolation und (private/wohnliche) Atmosphäre als Qualitätskriterien ihrer Arbeitsräume nennen, tatsächlich im Zug arbeiten würden, wenn sie nicht aufgrund ständiger (mehr oder weniger) erzwungener Mobilität dazu veranlasst wären. Gerade die in Kapitel 2 beschriebene Entgrenzung von kulturwissenschaftlicher Arbeit scheint dazu zu führen, dass Orte, die die vielfältigsten und teilweise nicht kontrollierbaren Störquellen mit sich bringen, überhaupt erst zum Zwecke wissenschaftlichen Arbeitens genutzt werden.<sup>14</sup>

13 Wie weitreichend und damit nicht in Gänze erfassbar diese Netzwerke sind, hat Latour hinsichtlich der „computerisierten Arbeitsumgebungen“ an einem anekdotischen Beispiel einer Verabredung gezeigt (vgl. dazu Latour 2006a, 529–544).

14 Wie im Exkurs exemplarisch beschrieben, arbeitet Beate Deichler regulär nicht im Zug, sah sich aber aufgrund terminlichen Drucks dazu gezwungen.

Das Verhältnis von Nähe und Distanz spielt jedoch darüber hinaus unmittelbar am Arbeitsplatz eine wichtige Rolle, wird doch dadurch die Relevanz und Ordnung der Dinge auf dem Schreibtisch reguliert – und nicht nur dort: Auf Stapeln liegen aktuelle Texte und Projekte oben; was nicht mehr wichtig ist, wandert ab in die tieferen Schichten der Haufen (vgl. KAPITEL 5). Deichler erklärt unter Bezugnahme auf einen der Haufen auf ihrem Schreibtisch sogar: „leider weiß ich hier nicht mehr, [B. geht zum Schreibtisch] etwa in diesem Haufen hier, weiß ich nicht mehr richtig, was da drunter ist.“ Simon Jakobs beschreibt in ähnlicher Weise die Ordnungsstruktur seiner Bücherregale, die über zwei Meter unter die Decke reichen: „was ganz oben steht – das gerät nicht nur metaphorisch, sondern auch tatsächlich aus dem Blick“.<sup>15</sup> Diejenigen Dinge, die außer Reichweite der Wissenschaftler\*innen geraten, verlieren auch zunehmend an Einfluss auf die wissenschaftlichen Arbeiten. Netzwerktheoretisch scheint in diesem Zusammenhang Nähe im Sinne von Zugänglichkeit mit geringen Hürden eine überaus große Bedeutung zu gewinnen, da die einzelnen Aktanten nur dann zusammenwirken.<sup>16</sup> Zugleich überlagern sie sich jedoch auch gegenseitig, lösen sich auf diese Weise ab und verändern Bedeutsamkeiten und Relevanzen. Gleichwohl der Begriff „Ordnungssysteme“ impliziert, dass Dinge hier systematisch und geordnet vorliegen, drückt sich in den festzustellenden Praktiken vielmehr aus, dass auch scheinbar systematische, gewollte Ordnungssysteme wie Haufen oder Ordner eigene Dynamiken innerhalb des Prozesses wissenschaftlichen Arbeitens produzieren.<sup>17</sup>

Entschiedener hingegen scheint das Abschließen und Wegräumen von Projekten zu funktionieren, bei dem die Unterlagen wortwörtlich weggeschafft und damit auf Distanz gebracht werden, was auch als eine ritualisierte Handlung zu verstehen ist:

Das ist natürlich ein schönes Gefühl, das Wegräumen und Aufräumen und Abschließen. Auch am Arbeitsplatz, also dieses räumliche Abschließen mit etwas, Bücher wegbringen, Zettel und Notizen wegwerfen, Sachen abheften und wegstellen, das ist natürlich etwas sehr schönes, das ist

- 15 In KAPITEL 5 werden die Operationsketten der einzelnen Interviewpartner\*innen noch weiter aufgeschlüsselt. In diesem Kontext wird die Relevanz von Schichten, Haufen und Ordnern innerhalb der jeweiligen Arbeits- bzw. Schreibprozesse (eben als Operationsketten) in besonderem Maße sichtbar, da sie die individuellen Aufschreibesysteme maßgeblich mitbestimmen.
- 16 Diese Nähe ist auch auf Ordnersysteme im Computer übertragbar. Dazu wird das Dokument auf dem Desktop gespeichert, um immer unmittelbaren Zugriff zu haben und nicht erst noch andere Ordner öffnen zu müssen. Siehe dazu auch die kleine Phänomenologie der digitalen Wissens-Dinge in KAPITEL 4.
- 17 Inwiefern die „Ordnungssysteme“ wiederum einer Eigenlogik und -struktur unterliegen und innerhalb eines jeden Aufschreibesystems verschiedene Funktionen einnehmen, wird in KAPITEL 5 herausgestellt.

sehr – äh – das ist immer vielleicht eigentlich das Beste. (Beide lachen).  
Dass man sowas abhaken kann. (Henrike Joost)

Aber nicht nur Henrike Joost räumt weg, wenn sie entschieden hat, dass etwas aktuell keine Bedeutung mehr hat. Beate Deichler verlagert auf den Dachboden und Simon Jakobs in den Keller, die „Kammer des Grauens“. Letzterer erklärt sein Handeln als „symbolische[n] Akt“, durch den er nicht nur die Materialien wegräume, sondern sich auch „innerlich“ von einem Arbeitsbereich verabschiede. Allerdings berichtet er nicht nur vom Auslagern, sondern auch von einer Art „Zwischenlager“ im Flur bzw. „Durchgangszimmer“, was bereits von der Anlage der Art des Zimmers für einen Übergangstatus und -raum spricht. An diesem Beispiel zeigt sich daher, inwiefern die „Raumnutzung“ selbst wiederum in einem wechselseitigen Verhältnis mit den örtlich-räumlichen Bedingungen steht: Das Durchgangszimmer bzw. der Flur, welche bereits eine Konnotation des Übergangs suggerieren, werden zum Übergangsraum nicht nur der menschlichen Akteure, sondern auch der dort vorübergehend platzierten dinglichen Aktanten. Analog zur materiellen Haufenbildung und dem physischen Wegräumen und Entfernen bei Henrike Joost und Simon Jakobs agiert Sebastian Sander, der aktuelle Projekte auf dem Desktop seines Laptops abspeichert. Wenn ein Projekt abgeschlossen ist, wird der Projekt-Ordner verschoben und in einem nicht mehr zentral auf dem Desktop befindlichen Ordnersystem archiviert – also außer Sichtweite gebracht.<sup>18</sup>

Nähe und Distanz scheinen wiederholt in verschiedenen Formen der Entgrenzung wissenschaftlicher Arbeit auf. So wächst das Material der Arbeit nicht nur über den Schreibtisch hinaus auf den Boden (bei Henrike Joost), auf den Esstisch oder ins Bett bzw. auf die Couch, sondern auch die Wissenschaftler\*innen entfernen sich vom eigentlichen räumlichen Zentrum ihrer Arbeit und begeben sich – um mit Foucault zu sprechen – in Heterotopien, die „an ein und demselben Ort mehrere Räume zusammen[bringen], die eigentlich unvereinbar sind“ (Foucault 2005, 19). Ursprünglich als „Gegenräume“ (ebd., 10) des wissenschaftlichen Arbeitens zu beschreiben, handelt es sich dabei um Randräume, die gerade in ihrer Randstellung von besonderer Qualität sind. Aufgrund dieser Qualität können sie „als Frei-Räume gegenüber Sach- und Alltagszwängen verstanden“ (Rau 2008, 152) werden. Sie werden damit zu Aktanten, die auf das wissenschaftliche Arbeiten und Denken in einer Weise einwirken können, wie es keiner derjenigen Räume vermag, die eigens zum wissenschaftlichen Arbeiten gedacht sind und damit immer einen beruflichen Imperativ – im Sinne eines „Arbeite/Schreibe!“ – kommunizieren. Beate Deichler thematisiert im Interview genau diesen Zwang der Orte sowie die Möglichkeit, sich durch einen Ortswechsel – an heterotope Orte – befreien zu können:

18 Zur Bedeutung des leeren Organans des Computer-Desktops vgl. KAPITEL 4.

und ich geh da eigentlich so nach Lichtenberg, so, ne?, ähm, dem Aphoristiker, der dann so gesagt hat: ‚Andere Orte, andere Gedanken‘. Das finde ich immer sehr gut, auch dann den Arbeitsort zu wechseln. So auch mal irgendwo ganz woanders oder auf der Parkbank was zu lesen, oder so, das da kriegt man einen ganz anderen Bezug dazu. Also ich hatte zum Schreibtisch immer einen sehr schlechten Bezug deswegen, weil ich dachte, der übt so einen Zwang aus. Das ist eigentlich wie bei Latour, ähm, der, dessen Aktant, das ist ein Akteur, der hat eine eigene Ausstrahlung und auch eine eigene Handlungsanforderung an mich, nicht? Dass ich da arbeite, ne? Das setzt einen halt total unter Druck, ne? Warum soll ich jetzt eigentlich am Schreibtisch? Ja, ich muss da arbeiten. Und wenn mir nichts einfällt oder ich hab überhaupt keine Lust oder irgendwie, das ist furchtbar, finde ich, wenn dann der Schreibtisch so eine, äh, so einen Zwang auf einen ausübt. (Beate Deichler)

Beate Deichler ist durchaus bewusst, dass es nicht ihr allein obliegt, sich die optimalen räumlichen Bedingungen zu schaffen, sondern dass die Räume und die in ihnen befindlichen Dinge als Aktanten innerhalb des Netzwerks den Produktionsprozess eines Textes mit beeinflussen. Gerade deshalb scheint es in ihren Augen hilfreich, sich von den räumlichen Imperativen zu befreien und in heterotope Räume, die außerhalb ihrer wissenschaftlichen Alltagswelt liegen, einzutreten, um sich von der Last des Schreibzwangs zu befreien. Zu den heterotopen Orten können grundsätzlich alle Orte zählen, die – wie anfangs beschrieben – zu den Raumkategorien 3 und 4 gehören und ursprünglich keine Verbindung zum wissenschaftlichen Arbeiten aufweisen: bei Beate Deichler die „Parkbank“, bei Emil Maas die gespannte „Slackline“, bei Elmar Wagner der „Rangierbahnhof“ und bei Sebastian Sander die „Dusche“. Distanz ist hier nicht im Sinne einer zu überwindenden „Barriere“ (vgl. Ibert und Kujath 2011, 35) negativ besetzt. Stattdessen wird die örtliche Entrückung als Befreiungsschlag gegen den Zwang wissenschaftlicher Produktivität empfunden, der Kreativität erst ermöglicht. Damit erhält die Kategorie der Distanz eine produktive Qualität.

## **ARBEITS-Räume und *Arbeits*-Räume**

Die Schilderungen der Befragten lassen sich bezüglich ihres Verhältnisses zum Raum mit Gertraud Koch folgendermaßen pointieren:

Die Nähe von Akteuren gilt ... als notwendig, um Ungewissheit und Opportunitätskosten zu reduzieren, während Distanz als erforderlich für neue Impulse, Kreativität und unerwartete Re-Kombinationen angesehen wird. (Koch 2011, 274)

Nähe und Distanz werden dabei immer relational definiert. Es lässt sich dementsprechend nicht allgemein und auf der Basis einer Maßeinheit sagen, wie



weit noch nah und wann etwas fern ist. Entsprechend spiegeln sich in den relationalen Definitionen von Nähe und Distanz sowie in den darin immer mitschwingenden Wünschen, was nah, was besser fern sein soll, auch die Prioritäten, Hierarchien und Deutungsmuster der Wissenschaftler\*innen. Versucht eine Person, wie in exemplarischen Auszügen geschildert, Forschungs- und Verwaltungsarbeit oder Arbeit und Privatleben räumlich zu trennen, so ergibt sich hieraus in der Regel auch eine Hierarchie der Aufgaben bzw. Lebensschwerpunkte. Verwaltungsarbeit (*Arbeit*), die überwiegend in öffentlichen, dazu eingerichteten Räumen stattfindet, erhält damit den Status einer klar strukturierten, Regeln folgendes Tätigkeit, die in bestimmten räumlichen und zeitlichen Kontexten stattfindet. Sie ist kontrolliert, ihr stehen bestimmte Mittel zur Verfügung und sie stellt insgesamt einen Tätigkeitsbereich dar, an den – so lassen sich jedenfalls unsere Interviews deuten – keine individuellen Anforderungen gestellt werden. Im Gegensatz dazu wird die Forschungsarbeit (ARBEIT) möglichst individualisiert dargestellt, sie wird klar von den öffentlichen Räumen geschieden, auch wenn sie (notgedrungen) stets mit ihnen in Verbindung steht. Die Forscher\*innen konstruieren ihre idealen Forschungsräume, zeichnen Grenzen nach, die sie als konstitutiv erachten, und definieren ihre (scheinbar) subjektiven Ansprüche an Räume, in denen sie forschend und wissenschaftlich tätig werden sollen bzw. möchten. Indem sie diesen letzteren Räumen so viel Aufmerksamkeit schenken, weisen sie ihnen auch einen deutlich höheren Stellenwert als denjenigen Räumen zu, in denen Verwaltungsarbeit (*Arbeit*) stattfindet. Topoi der „Atmosphäre“ oder der „Isolation“ dienen in der verbalen Rekonstruktion der Stärkung und Präzisierung ebensolcher Hierarchien, die jedoch keineswegs so individuell zu sein scheinen, wie sie dargestellt werden. Denn der höhere Stellenwert der Forschung (ARBEIT) im Vergleich zur Verwaltung (*Arbeit*) ist, wie sich bereits in Kapitel 2 zeigte, durchaus als kollektiv geteiltes Deutungsmuster zu verstehen.

Die Grenzziehungen verweisen zugleich darauf, wie mögliche „Formen des Austauschs geregelt werden können“ (Koch 2011, 276), die die Grenzen überschreiten. So haben die Befragten ihre relationalen Grenzsetzungen immer wieder zu durchbrechen, wenn beispielsweise (von außen an sie gestellte) Anforderungen mit ihren Prioritäten oder Grundsätzen in Konflikt geraten. Die Translokation von Verwaltungsaufgaben in den Raum, der eigentlich der wissenschaftlichen Arbeit vorbehalten ist – so bei Henrike Joost, wenn sie den fertigzustellenden Band in ihren privaten Arbeitsraum mitnimmt –, stellt dabei nur eine von vielen verschiedenen Grenzüberschreitungen dar, die als störend wahrgenommen werden. Mit der Grenzziehung ist folglich auch immer die Option des Scheiterns, ein Einbrechen der Grenzen verbunden, oder wie Nigel Thrift es formuliert: „So etwas wie eine Grenze gibt es nicht. Alle Räume sind mehr oder weniger porös“ (Thrift 2008, 397).

Ebenso wie diese grundsätzlichen Konstellationen auf das wissenschaftliche Arbeiten einwirken, ist dies auch bei den Aktanten innerhalb des Mikrokosmos „Arbeits-Raum“ der Fall, unabhängig davon, ob dieser tatsächlich abgegrenzt in Form eines Arbeits-Zimmers vorkommt oder sich über verschiedene Räume oder Orte hinweg erstreckt. Sie bringen als Aktanten immer weitere Einflussvariablen mit ein, die innerhalb der Netzwerke den Gesamtprozess wissenschaftlichen Arbeitens beeinflussen. Diese Netzwerke treten immer nur punktuell in bestimmten „Funktionszusammenhängen“ (Belliger und Krieger 2006, 38) auf, denn nicht alle zum Netzwerk gehörenden Aktanten sind auch innerhalb eines späteren Forschungsprozesses wieder Teil desselben. Deshalb lassen sich die stets temporären Netzwerke niemals grundsätzlich verallgemeinern, sondern ergeben sich im Zusammenhang der jeweils stattfindenden Übersetzungsprozesse, im Rahmen derer den menschlichen wie dinglichen Aktanten ihre „Rollen und Funktionen“ (ebd.) zugewiesen werden.

Dieses Zwischenergebnis macht deutlich, dass nicht nur der Ort eine wichtige Rolle im wissenschaftlichen Arbeitsprozess einnimmt, sondern auch die an den Orten befindlichen Gegenstände, welche in die jeweils temporären Netzwerke einbezogen sind und sich zu Operationsketten fügen (vgl. KAPITEL 5). Daher widmet sich die folgende Sektion den Fragen, welche Dinge überhaupt Teil der Netzwerke sind, wie sie sich kategorisieren lassen, welche Verbindungen sie untereinander innerhalb eines Netzwerkes eingehen und wie sie im Sinne von Operationsketten die Forschungsprozesse mitbestimmen.